

Die Kamera liebt dich.

Unser Leben als Seifenoper¹

SLAVOJ ŽIŽEK

Neulich ist einem Freund in Slowenien etwas Lustiges passiert. Als er spätabends noch einmal in sein Büro zurückging, bemerkte er, wie in einem Büro im Haus gegenüber der verheiratete Geschäftsführer auf dem Schreibtisch mit seiner Sekretärin kopulierte. Sie waren so leidenschaftlich damit beschäftigt, dass sie gar nicht gemerkt hatten, dass es da noch ein Gebäude gab, von dem aus man sie beobachten konnte. Mein Freund tat Folgendes: Er rief drüben an, und als der Geschäftsführer den Hörer abnahm, flüsterte mein Freund in den Hörer: »Gott beobachtet dich!« Der arme Mann sank in sich zusammen und bekam beinahe einen Herzanfall.

Mit dem Eingriff einer solchen traumatisierenden Stimme, die wir nicht lokalisieren können, kommen wir der Erfahrung des Sublimen vielleicht so nah wie nirgends sonst. Warum ist das so? Es geht weniger darum, dass der Geschäftsführer so unangenehm überrascht wurde – die Überraschung bestand für ihn eher darin, dass er die tiefe innere Überzeugung, er werde beobachtet, auf so unmittelbare Weise erfuhr. Dies führt zum Kern einer psychoanalytischen Deutung der Vorstellungskraft. Was uns so fasziniert

niert, ist ja nicht die vorgestellte Szene als solche, sondern die Vorstellung vom Blick auf diese Szene – so wie es beispielsweise einen unwirklichen Blick gibt von oben auf die Vögel in der aztekischen Malerei, obwohl diese Dinge vom Boden aus nicht zu erkennen sind. Kurz gesagt: Die elementare Szene unserer Phantasie ist nicht die Vorstellung, beobachtet zu werden, sondern die Feststellung, dass es da überhaupt jemanden gibt, der uns beobachtet. Es handelt sich nicht um einen Traum, sondern um die schlichte Erfahrung, dass wir die Objekte im Traum eines anderen sind.

Und wird das nicht durch die Video-Webseiten bestätigt, die neuerdings das Internet überfluten? Diese Seiten wenden die Logik aus Peter Weirs Film *The Truman Show* an: Wir sind in der Lage, ein Ereignis oder einen Ort ununterbrochen zu beobachten – das tägliche Leben einer Person in ihrer Wohnung, ihren Blick auf die Straße. Zeigt das nicht, dass der Blick des Anderen, das Wahrgenommenwerden erst die Gewähr dafür ist, dass eine solche Person überhaupt existiert?

»Ich existiere nur insofern, als ich dauernd beobachtet werde.« Dieses Phänomen, das von Claude Lefort beschrieben wurde, können wir mit einem Fernsehprogramm vergleichen, das den ganzen Tag über eingeschaltet ist, auch wenn es sich niemand anschaut. Es ist die Minimalbedingung dafür, dass es soziale Bindungen gibt. Wir haben damit die tragikomische Umkehrung der Orwell'schen Beschreibung einer panoptischen Gesellschaft, in der wir potenziell »dauernd unter Beobachtung stehen« und wo es keinen Platz gibt, an dem wir uns vor dem Blick dieser Macht verstecken können. Heute geht eher die Angst davor um, *nicht* die ganze Zeit von dieser Macht beobachtet zu werden, so dass die Leute den Blick der Kamera als Beweis für ihre Existenz brauchen.

Diese Tendenz hat ihren Höhepunkt erreicht mit der außerordentlich beliebten Sendung, die den ironischen Namen *Big Brother* trägt. Was die Sache so unheimlich macht ist, dass *Big Brother* die *Truman Show* in gewisser Weise radikalisiert: Die Naivität

von Truman lag ja darin, dass er sich immer noch vormachen ließ, er lebe in einer realen Gemeinschaft, obwohl die ganze Dramaturgie des Films nur dadurch funktionierte, dass Truman immer mehr an dem zweifelte, was um ihn herum vor sich ging.

Im Gegensatz zur *Truman Show* spielen die Teilnehmer von *Big Brother* ihre Rollen in einem künstlichen, abgeschlossenen Raum. Sie spielen sie in gewisser Weise, *als ob sie wirklich wären*, so dass die Einbildung buchstäblich nicht mehr von der Wirklichkeit zu unterscheiden ist. Die Akteure geraten in 'echte' Gefühlskonflikte, und wenn sie sich mit den Leuten draußen beraten, dann handelt es sich nicht so sehr darum, dass sie zurückkehrten ins wirkliche Leben, sondern dass sie auf eine merkwürdige Art aus ihm heraustreten, das wirkliche Leben dabei als ein virtuelles Spiel ansiehend, zu dem man zeitweise auf Distanz geht, um seine Berater zu fragen, was zu tun ist.

Auch gibt es Momente, in denen die Akteure direkt mit der Öffentlichkeit darüber sprechen, wie sie sich verhalten sollen, so dass das Ganze im wörtlichen Sinne interaktiv ist, das heißt, die Zuschauer können mitbestimmen, was passiert. Der Unterschied zwischen dem wirklichen und dem gespielten Leben wird auf diese Weise ausgehebelt, und zwar indem beide zusammenfallen, obwohl die Leute ihr eigenes wirkliches Leben führen, im wörtlichen Sinn aber *sich selbst* in der Fernsehrolle spielen. An dieser Stelle ist das Bentham'sche Paradox der Selbstwahrnehmung schließlich verwirklicht: Die Akteure sehen aus wie sie selbst.

Und war die Lektion der amerikanischen Fernsehserie *How to Marry a Millionaire* vom vergangenen Februar nicht die gleiche? Was daran so schockierend war, das war die Vorstellung, dass ein unbekannter Millionär hinter dem Bildschirm sich aus sieben Teilnehmerinnen, die ihm in der Sendung präsentiert wurden, eine Frau aussuchte, die er heiraten konnte und dann ja auch wirklich heiratete, wobei der Unterschied zwischen Show und Realität aufgehoben wurde. Geht nicht in der berühmt-berüchtigten Disney-Stadt in Florida genau das Gleiche vor sich: die künstliche Erschaffung des Lebens in einer amerikanischen Kleinstadt nach so

genannten menschlichen Maßstäben; einer Welt, deren Bewohner ebenfalls in gewisser Weise sich selbst spielen oder ihr wirkliches Leben auf einer Bühne führen?

Hier schließt sich der Kreis. Das Fernsehen war dazu bestimmt, uns eine durch und durch fiktionale Unterhaltung zu bieten, die uns weit weg von unserer realen sozialen Umgebung führt – in den *reality soaps* wie *Big Brother* wird die Realität selbst noch einmal erschaffen und uns als durch und durch eskapistische Fiktion angeboten.

Also was beunruhigt uns? Es ist der schreckliche Gedanke, dass die Erfahrung, die empfindliche Gemüter mit *Big Brother* machen, von der gleichen Art sein könnte wie die mit dem virtuellen Sex im Cyberspace. Die unangenehme Lektion des virtuellen Sex ist ja, dass wir stimuliert werden von gehaltlosen Bildern, mit denen uns der Bildschirm bombardiert. Die Lektion, die dahinter steckt, besteht in der viel unangenehmeren Erfahrung, dass es *wirklichen* Sex nie gegeben hat. Sex war immer und überall ein Spiel, das wir, um uns selbst zu befriedigen, in unserer Phantasie betrieben haben. Das landläufige Verständnis der Masturbation ist der Geschlechtsverkehr mit einem in der Phantasie vorgestellten Partner: Ich treibe es mit mir selbst, während ich mir vorstelle, wie ich es mit einem anderen treibe. Lacans Behauptung, es gebe keine sexuellen Beziehungen, kann als Umkehrung verstanden werden: Was ist, wenn *realer* Sex nichts ist als die Selbstbefriedigung mit einem wirklichen Partner? Und während ich es mit einem realen Partner treibe: Was ist, wenn der Spaß, den ich dabei habe, nur von den geheimen Phantasien herrührt, die ich darauf verwende?

Das Ganze gilt auch für unsere extreme Erfahrung, die wir mit *Big Brother* machen: Was ist, wenn der große Bruder immer und überall schon da war – als der (in unserer Vorstellung existierende) Blick auf jeden Einzelnen: der Blick, dem ich zu imponieren, den ich zu verführen versuchte, auch wenn ich mit mir alleine war? Was ist, wenn die *Big Brother*-Show für uns alle diese universale Lebensstruktur nur sichtbar macht? Mit anderen Wor-

ten: Was ist, wenn wir, auch in unserem *wirklichen Leben*, immer und überall nur bestimmte Rollen spielen, wenn wir nicht sind, was wir sind, sondern uns selbst nur spielen? Es ist sehr zu begrüßen, dass *Big Brother* uns an diese unheimliche Tatsache erinnert.

Anmerkung

1 Aus: *Süddeutsche Zeitung* (Feuilleton) vom 28.3.2000.
Aus dem Englischen von Edo Reents.

